

Nr. 282. Bromberg, den 13. Dezember 1929.

Unter den Pehuenchen.

Eine chilenische Erzählung von **Friedrich Gerstäcker.**

(3. Fortsetzung.)

Der Oberst biß sich auf die Lippe, denn er verstand recht gut den in den Worten liegenden Spott; aber andere Gedanken zuckten ihm auch zugleich durch das Hirn.

„War das die Antwort, die ich dem Kaziken bringen soll?“ fragte der Indianer, indem er sich zum Gehen wandte.

„Das war die Antwort, — allerdings, — aber — du mußt vorher etwas essen, ehe du gehst. — Sennor Don Enrique, wenn ich Sie bitten dürfte, unserem roten Freund jetzt etwas Speise und Trank reichen zu lassen! — Unsere Unterhaltung ist beendet, und er wird hungrig und durstig geworden sein.“

„Gewiß, gewiß!“ rief der Chilene bereitwillig. Er war schon die ganze Zeit ungeduldig und auch unbehaglich auf seiner Veranda auf- und abgegangen; denn die Unterredung da drinnen gefiel ihm nicht. Das war kein freundlicher on, der dabei vorherrschte, und Don Enrique war zu sehr durch die Streitigkeiten mit den benachbarten Araukanern beängstigt, als daß er es hätte für wünschenswert halten sollen, sich nun auch noch mit den Stämmen der Otra Banda zu verfeinden. Was kümmerten sich freilich die Soldaten darum? Die zogen weiter in ihre Garnisonen zurück, und fielen die Indianer wieder ins Land, so wurden sie aufs neue herkommandiert und konnten ihre Vergeltung ausüben. Wer aber indessen einzig und allein den Schaden hatte und aller Gefahr und Sorge ausgesetzt blieb, das waren die Grenzbewohner, und deshalb waren diese auch gar nicht mit der Art und Weise einverstanden, wie dieser letzte „Krieg“ von den Regierungstruppen geführt worden war. Mit Sengen, Brennen und Herdenwegtreiben stellten sie sich mit den Wilden auf eine Stufe, die ihnen noch dazu in solcher Kriegführung mit ihren leicht beweglichen Schwärmen überlegen blieben. Gegen Regierungsbefehle konnte man aber — wenn man auch in einer Republik lebte, — nicht ankämpfen. Mit um so größerem Eifer beschloß der friedliebende Chilene daher, alles zu tun, was in seinen Kräften stand, um den Indianer freundlich gegen sich zu stimmen, und Irene, die überhaupt nicht an dem letzten Tanze teilgenommen, bekam rasch den Auftrag, das Verlangte und schon Bereitgestellte dem Gast hineinzutragen.

Allumapu stand noch unschlüssig im Saal, denn der Oberst hatte ihn verlassen und war hinaus zu seinen Offizieren getreten, mit denen er leise und eifrig flüsterte.

Einen Augenblick schien es, als ob er die gebotenen Erfrischungen ausschlagen und das Haus verlassen wolle, um so rasch als möglich zu den Seinen zurückzukehren; aber sein Körper verlangte nach Nahrung, zu lange schon hatte der eiserne Wille des Mannes jede aufsteigende Schwäche zurückgekämpft. Jetzt fühlte er, daß er einer Stärkung bedürfe, wenn er nicht der übergroßen und unnatürlichen Anstrengung erliegen sollte.

Da trat, von einer Dienerin begleitet, welche die Speisen trug, Irene zu ihm ins Gemach, und mit freundlicher Stimme sagte sie:

„Ihr werdet durstig sein von dem weiten Ritt, Sennor, eßt und trinkt, damit Ihr gestärkt von dannen zieht!“ Mit den Worten schenkte sie ihm aus einer mitgebrachten Flasche ein großes Glas Rotwein ein, das sie ihm selber kredenzte.

Der Indianer nahm es; aber so fest haftete sein Blick dabei auf den lieblichen Zügen der Maid, daß sie die Augen schüchtern und errötend vor ihm zu Boden schlug und sich dann abwandte, um ihm die Speisen auf dem Tisch zu ordnen. Mit einem gracias, Sennorita — Dios se lo pague! setzte er sich zu dem reichen Mahl und schlang die Speisen herunter.

Irene betrachtete ihn mitleidig und sagte endlich freundlich: „Ihr waret wohl recht hungrig und habt solange warten müssen.“

„Die Sonne ist zweimal aufgegangen“, sagte der Indianer, „ohne daß ein Bissen Speise meine Lippen berührt hat. Allumapu war sehr hungrig“. Und er verschlang die ihm vorgesetzten Speisen, leerte wieder und wieder das Glas, welches die Dienerin ihm immer aufs neue füllte und dabei ihres Staunens kaum Herrin bleiben konnte. Santa Maria, wie aß der Mann! Lebensmittel hatte Irene genug auf den Tisch gestellt für wenigstens vier hungrige Menschen, und sie verschwanden, als ob sie nicht verzehrt, sondern nur in der Geschwindigkeit in eine Reisetasche geschoben würden. Und wie konnte er dabei trinken! Er schluckte gar nicht, und es lief hinab wie in einen Schlauch.

Jetzt hatte er geendet; ob er satt sei, wußte man nicht, aber sämtliche Lebensmittel waren aufgezehrt. Der braune Bursche war nun wieder bereit, wenn es sein mußte, zwei volle Tage zu hungern und zu dursten. Er wischte sich den Mund mit seinem dunkelbraunen Poncho ab und strich das Fett von seinen Fingern in die langen, wehenden Haare; dann stand er auf, und der Jungfrau die Hand reichend, die sie schüchtern nahm, sagte er freundlich:

„Dank, Sennorita. — viel Dank, viel Dank! Allumapu ist wieder ein Mann, und wenn er in die Pampas zurückkehrt, wird er am Lagerfeuer den jungen Leuten von der lieblichen Blume erzählen, die er im Lande der Weißen gefunden. Sie goß Sonnenschein auf den Pfad eines armen Kriegers und wird noch lange seine Träume füllen.“

Irene geriet bei den Worten in die peinlichste Verlegenheit und wußte nicht, wie sie ihre Hand wieder frei bekommen sollte. Ob der Indianer das fühlte, oder ob er selber glaubte, lange genug geweilt zu haben, er ließ sie los, und ihr nur noch freundlich zunickend, verließ er das Zimmer und trat wieder auf die Veranda hinaus.

Dort hatte sich indes wenig verändert, und der Tanz war in der ganzen Zeit noch keinen Augenblick unterbrochen worden. Aber keiner der Offiziere beteiligte sich mehr daran. Diese standen alle auf der Veranda, während das Musikkorps die in den Garten führende Treppe vollständig ausfüllte. Sie mußten erst Raum geben, ehe jemand hätte hinabsteigen können.

Allumapu trat hinaus. Er sah, wie der Eigentümer der Hacienda eifrig, ja anscheinend sehr erregt mit dem Oberst sprach, aber augenblicklich und fast erschreckt schwieg, als der Indianer in der Tür erschien. Was hatten die beiden miteinander? Und der Weg hier überall verstellt? — Aber die Musik spielte fort. Sollte er warten, bis sie geendet hatte? — Es ging nicht, die Zeit verstrich, und er mußte dem Kaziken die unwillkommene Antwort bringen; er durfte nicht länger säumen. Ohne sich auch nur zu besinnen, trat er auf einen der Trompeter zu und sagte, seinen Arm berührend:

„Gib Raum, Amigo, daß ich passieren kann."

Der Mann drehte sich, ohne in seinem Spielen anzuhalten, um und sah ihn an, aber wich nicht von der Stelle, und der Indianer wollte eben seine Aufforderung wiederholen, als er den Offizier, mit dem er die Unterhandlung gehabt, auf sich zukommen sah. Dieser sagte, während er die Hand auf seinen Arm legte:

„Paciencia, Amigo! Laß die Leute spielen; du hast Zeit und wirst noch einige Tage bei uns bleiben."

„Werd ich, Amigo?" erwiderte finster der Indianer.

„Mich gelüstet's nicht." Und wieder berührte er die Schulter des Spielenden. Aber er sah, daß sich die Leute fast wie absichtlich zusammendrängten, um nicht den geringsten Raum freizulassen, und zum erstenmal schoß ihm ein Verdacht durchs Hirn, daß man daran denken könne, ihn zurückzuhalten. Ihn zurückhalten? Ein trotziges Lachen zuckte über seine Züge. Dort unten stand sein Pferd gesattelt und aufgezäumt, daneben lehnte seine Lanze. Glaubten die törichten Bleichgesichter, er brauche eine Treppe, um in den Garten hinabzukommen? Die Veranda war vielleicht sechzehn Fuß hoch; er legte seine Hand auf die Balustrade derselben, und ehe jemand eine Ahnung hatte, was er beabsichtige, schwang er sich, leicht wie ein Hirsch, hinüber und schritt, noch immer keine Eile verratend, auf sein Tier zu.

„Caracho!" schrie der Oberst, als er den kecken Sprung bemerkte. Haltet den Spion! Schießt ihn vom Pferde, wenn er nicht gutwillig hält."

Allumapu hörte den Ruf und wußte jetzt gut genug, daß seine Freiheit bedroht sei; er sah auch, wie eine Anzahl von Offizieren die Treppe hinabstürmte, denen das Musikkorps bereitwillig Raum gab. Der Tanz war unterbrochen, die Tänzer standen scheu und erschreckt, die Mädchen flüchteten sich zurück in den Schutz des Hauses. Nur der Indianer verlor nicht für einen Moment seine Geistesgegenwart. Er wußte, was ihm drohte, er wußte, wie er alledem entgehen konnte; ein leiser Pfiff rief im Nu das Pferd an seine Seite, — dort an dem Myrtenbaum lehnte seine Lanze. Seine linke Hand griff die Mähne, die Rechte stützte sich leicht auf das Rohr der Waffe. Im Nu saß er im Sattel, während das wackere Tier schon, vom Schenkeldruck getrieben, nach vorn sprang, um die Ausgangspforte zu erreichen. Aber die Pforte war geschlossen. Seine Lanze neigte sich, um den hölzernen Riegel zurückzuschieben, aber die Spitze rutschte an dem glatten Holze ab. Noch einmal versuchte er es, da raschelten rechts und links die Büsche und drei, vier Schüsse fielen zu gleicher Zeit. Hatten sie gefehlt? Er fühlte sich unverwundet, und fast drängte es ihn, mitten hinein in die Feinde zu brechen, — aber Jenkitruß mußte Botschaft haben. — Sein Pferd empfand den scharfen Druck der Sporen und hob sich wild empor, — vorwärts preßte es der Reiter, mit keckem Sprung sprang das wackere Tier mitten in die Hecke hinein, die unter seinem Gewicht zusammenknickte, — und draußen im Freien schlugen seine Hufe den Boden. Vorwärts flog es, den schmalen Pfad entlang, der zwischen den Feldern hin dem Walde zuführte. Die Verfolger waren hinter ihm, aber zu Fuß; wie hätten sie hoffen dürfen, ihn je einzuholen. Da strauchelte das Pferd, rasch hob es der Reiter mit dem Zügel wieder empor, — ein nicht starker Stamm lag quer über den Weg gebrochen; es war heute morgen schon darüber hingesprungen. Das Pferd raffte sich auf und setzte an, aber eine der kleinen Kugeln hatte einen tödlichen Punkt getroffen, — im Sprung brach es zusammen, und während es mit dem Vorderfuß in einem der Äste hängen blieb, überschlug es sich und schleuderte seinen Reiter seitwärts in das Gewirr von niedergebrochenen Zweigen, in dem er, als er rasch wieder emporspringen wollte, mit seinen Sporen und dem Poncho hängen blieb.

Im nächsten Augenblick hatten ihn die Verfolger ereilt und umzingelt. Als er sein Messer aus der Scheide riß, sah er todbringende Pistolenläufe von allen Seiten auf sich gerichtet. Er war gefangen. Widerstand war nutzlos geworden.

4. Der Überfall.

Einmal in den Händen seiner Feinde, ließ der Pehuenche, was auch jetzt kommen mochte, ruhig über sich geschehen. Für den Augenblick hatte er verloren; aber wer wußte, was der nächste brachte? Und sah er keinen Ausweg zur Flucht, gut, dann hieß es eben, das Unvermeidliche tragen und wie ein Mann sterben. Die feigen, hinterlistigen Weißen sollten ihn nicht mutlos und schwach finden.

Also das war es gewesen, was der verräterische alte Mann mit dem Offizier geflüstert? Darum hatte man ihm Speise und Trank hingesetzt und das schöne, verführerische Mädchen in seiner Nähe gelassen, damit die feigen Huincas erst ihren Plan fassen, ihre Waffen laden konnten. — Und was wurde jetzt mit ihm. Bah! Trotzig warf er den Kopf empor und blickte verächtlich auf die Schar der Feinde, deren es bedurfte, ihn, einen einzelnen Mann, gefangen zu nehmen. War es Sitte bei ihnen, den Boten eines benachbarten befreundeten Stammes so zu behandeln und dessen Häuptling dadurch zu beschimpfen? Glaubten sie wirklich, daß Jenkitruß eine solche Schmach ruhig hinnehmen und nicht Vergeltung üben würde?

Don Enrique hatte dieselben Bedenken. Als der Gefangene in eins der Seitengebäude geführt war und für den Augenblick unter der Obhut einiger Offiziere gehalten wurde, suchte er in größter Herzensangst den Oberst auf, um bei diesem gegen die Verhaftung des Indianers auf das entschiedenste zu protestieren. Der Mann hatte nicht das geringste Unrecht getan; er gehörte nicht zu dem Stamm, mit dem sie sich im Krieg befanden, und war nur herübergekommen, um eine Botschaft auszurichten. Ließ man ihn ruhig gehen, — das verlorene Pferd wollte er ihm gern wieder ersetzen, — so war alles gut; hielt man ihn aber zurück, so reizte man ganz unnötigerweise die Rache der Pehuenchen, und diese traf die Haciendados in der Nachbarschaft.

Der Oberst schien nicht besonders guter Laune. Gewalt hatte er ebenfalls nicht anwenden wollen; aber nun war es geschehen und mußte durchgeführt werden. Als er aber einige der Burschen aus der Nachbarschaft aufforderte, die Bewachung des Gefangenen zu übernehmen, weigerten sie sich diese auf das bestimmteste. Sie wollten nichts mit der Sache zu tun haben, die schlimme Folgen nach sich ziehen konnte. Sie wohnten auch hier zu entlegen, um Feindseligkeiten mit ihren wilden Nachbarn mutwillig heraufzubeschwören.

(Fortsetzung folgt.)

Dezemberspuk.

Von Professor Dr. **Karl Roth**-München.

Für viele Großstadtmenschen haben unsere hohen Feste eigentlich nur mehr die Bedeutung von arbeitsfreien Tagen, an denen man gut ißt und trinkt. Der alte Inhalt ist für diese Massen fast völlig verlorengegangen. Aber draußen weiß man noch etwas von ihm, im Volke der verträumten Kleinstadt, bei den erdgebundenen Menschen des Dorfes. Da wohnt noch uraltes, unverbrauchtes Volksgut, da schauen ferne Jahrtausende aus den Seelen der Menschen, da erzählt man sich in der Dämmerung am Herdfeuer, in den Spinn- und Rockenstuben alte, alte Geschichten, die durch Jahrhunderte von Mund zu Mund gingen und denen man heute lauscht wie ehedem. Glückliches Volk, in dessen Herzen noch Poesie, alte Romantik lebt, das von all dem Wissen unserer Tage gewiß nicht unberührt ist, einer Herzenskammer aber Raum übrig ließ für das Wissen alter Tage. Der schlichte Kleinstädter und Bauer weiß zwar nichts mehr

von Wotan, Donar und Freyr, aber er spricht vom „Schimmelreiter", der, wenn der Wintersturm heulend durch die Bäume fährt, mit seinem Gefolge seinen Umzug hält, heute wie vor Jahrtausenden. Da reitet der „Olle" durch die Luft mit dem wütenden Heer, oder der „Wilde Jäger". Da lohen Feuer auf, um die man tanzt, durch die man springt. Da lebt noch die Zusammengehörigkeit mit der göttlich belebten Natur. Da übt man alten Brauch, mit dem man des Schicksals Gunst zu gewinnen, feindlicher Gewalten Schädigung abzuwehren sucht.

Mit dem Martinstage geht das bäuerliche Arbeitsjahr zu Ende. Der Tag war einst ein hoher germanischer Feiertag, ein altes Ernteopferfest, dem Wotan heilig. Jetzt ist die heilige Zeit, wo die Götter umziehen, deren Namen man nicht mehr kennt, an die man aber doch noch glaubt. Da läßt man die meisten häuslichen Arbeiten ruhen. Da darf man an gewissen Tagen nicht spinnen, der Flachs muß abgesponnen sein; sonst dreht aus dem in diesen Tagen gesponnenen Garn der Teufel Ketten. Da wäscht man nicht und bäckt und scheuert nicht und übt keine landwirtschaftliche Arbeit. All das schadet dem ganzen Haus- und Viehstand und kann schwere Folgen nach sich ziehen. Was man da träumt, wird wahr. Das ist die Zeit, wo sich dem Begünstigten und Wagemutigen die Zukunft enthüllen kann, wo einem alles mögliche Wissen werden kann. Mit der Andreas-Nacht beginnt die Verbindung mit der geheimnisvoll wirkenden übermenschlichen Welt. Der Tag gehört dem Haus, der neugierig forschenden, jungen weiblichen Welt, neugierig nach dem, mit dem sie selbst einst wieder ein neues Nest zu gründen hofft. Da spricht man Zauberverse, tritt in der Nacht mit dem Fuß das Bett, schüttelt um Mitternacht Zaun und Baum und gießt schon jetzt Blei, um zu wissen, wer er ist, wo er ist, und was er ist. Man sucht ihn ans Fenster zu locken, indem man um die mitternächtige Stunde den Tisch für ihn deckt, Wein auf den Tisch stellt und, wie im Österreichischen, noch ein Kartenspiel dazu legt, damit dem Ersehnten ja nichts mangle. Der alte Bauer aber sieht zum Himmel: „St. Andreas hell und klar, bringt ein gutes Jahr." Neben dem intim Häuslichen tritt schon wieder das Landwirtschaftliche auch in diesen dunklen Tagen in den Vordergrund.

Von Bedeutung ist auch der auf den 21. Dezember fallende Thomastag. Er gehört schon in die Zeit der heiligen zwölf Nächte und ist für einen Blick in die Zukunft besonders günstig. Da ging einst der Nachtwächter durch die dunklen Straßen seines Städtchens und rief um 2 Uhr nachts:

> Meine Herren und Frauen, laßt euch sagen,
> Die heilge Glock hat grad 2 Uhr geschlagen.
> Nehmt euch in acht vor Feuer und Licht,
> Daß euch durch den heiligen Thomas nichts g'schicht.

Auch die Thomasnacht gehört der jungen heiratsfähigen Welt und ihrer Neugier. Da werfen in der Oberpfalz die jungen Leute einen Strohwisch oder einen Schuh auf einen Obstbaum; bleibt er hängen, wird aus der Liebschaft eine Ehe; fällt er, so wirft man weiter; und so oft man werfen muß, bis er hängen bleibt, so viele Jahre hat man bis zur Ehe noch zu warten. In anderen Gegenden stellt sich der Bursche oben an einen Wasserlauf, weiter unten stehen die Mädchen. Er wirft einen Rosmarinzweig, Freyrs, des Ehegottes, heiliges Zeichen, das unsere Brautleute bei der Hochzeit heute noch tragen, in das Wasser, und das Mädchen, das ihn aufzufangen vermag, wird Braut. Der Zweifler, der nicht recht im Klaren ist, ob ihm sein Mädchen treu sei, vergräbt in der Thomasnacht unter einem Zaun, an dem die Angebetete vorüberzugehen pflegt, ein Stück Blei. In der Neujahrsmitternacht gräbt er es wieder aus und macht ein Kreuz darüber. Ist das Stück noch rein, so beweist es die Treue der Geliebten; ist es fleckig, so erkennt er ihre Untreue. Das Mädchen nimmt in der Thomasnacht einen Spiegel und ein brennendes Licht und geht ins Freie. Schlag 12 Uhr sieht es in den Spiegel, aus dem ihm der Geliebte entgegenschauen muß. Zündet man in der Thomasnacht ein geweihtes Licht an, und liest in einem Gebetbuch, so erscheinen einem — wohl nicht immer angenehm für einen, der ein zu weites Herz hat — um Mitternacht alle Mädchen, die man schon einmal geliebt hat. Die zuletzt Erscheinende wird man heiraten. Auch für die Landwirtschaft hat die Thomasnacht Bedeutung. Da geht man in den Garten und schüttelt die Obstbäume, um ihren Fruchtertrag zu steigern. Der Hausvater nimmt in der Nacht ein Glas Dreikönigswasser und geweihtes Salz und geht in den Stall, besprengt das Vieh, streut jedem Stück Salz auf den Kopf und spricht: „Beschütze dich der heilige Thomas vor jeder Krankheit". Die Heiligen sind nur die Platzhalter der alten germanischen Götter.

Besonders wichtig ist für den Bauern der Stephanstag. Obwohl der erste christliche Märtyrer nie etwas mit Pferden zu tun hatte, machte ihn das Volk zum Schutzpatron der Pferde, womit er an die Stelle des alten germanischen Gottes Freyr trat, dem im germanischen Norden und auch bei uns das Pferd heilig war. In Schweden singt das Volk auf ihn Lieder, in denen man Stephan als den Stalledreng, den Pferdehalter, feiert. Da durchziehen die Staffansmän scharenweise zu Pferde die Dörfer. Heidnischer Glaube ist hier auf den Heiligen übertragen, alte Freyrmythen liegen zugrunde. Am Stephanstage trinkt man in Schweden aus der Staffanskanna Stephansminne, wie man in Deutschland einen Tag später Johannisminne trank. Auch in deutschen Gebieten gehört das Pferd zu Stephan. Im Holsteinischen ist er als der Peerdesteffen bekannt. Da kommen in der Stephansnacht junge Leute in die Höfe, die Pferde halten, reiten mit ihnen in der Hausflur herum und treiben allerlei Possen. Um sie los zu werden, muß man sie mit Bier und Branntwein bewirten. Der Stephanstag heißt in vielen Gegenden der „große Pferdetag" oder die „Haferweihe". Da trägt noch mancher Knecht das Heu und den Hafer ins Freie, daß sie der alte Gott segne, den jetzt der heilige Stephanus vertritt. Am Stephanstag muß man Karren mit Häcksel unter den freien Himmel stellen, damit der himmlische Tau darauf falle. Dann bleiben die Pferde das ganze Jahr gesund. In schwäbischen Gebieten reitet man die Pferde aus, dann bleiben sie vor Hexen geschützt, und in Franken reitet man die Pferde über neun Raine — sieben und neun spielen in dieser Zeit auch in den Speisen eine Rolle —, dann gedeihen sie gut.

Heilig und voll Zauber sind all die Tage, die Schicksalszeiten, die Zeit der Wintersonnenwende mit Wotans großem Opferfest, dem Julfest, die Zeit, in der die Götter ihren Umzug über die Erde halten. Im Zauber liegt das übernatürliche Wissen, das Schicksalswerden. Wohl erkennt der Mensch in sich den freien Willen, aber er weiß auch, wie das Leben im Wechsel glücklicher und unglücklicher Zeiten verläuft. Er fühlt neben sich eine unsichtbar wirkende Kraft, etwas Unpersönliches, das Schicksal. Dieses zu meistern und zu lenken, darauf geht des Menschen Sinnen seit uralten Zeiten. Das ist noch heute der Zweck altgeübter Bräuche in diesen Dezembernächten.

„Und lasset euch sagen: Es weihnachtet sehr . . ."

Kleine Vorzeichen für das große Ereignis.

In der Eisenbahn hat es angefangen: Da saß mir gegenüber eine sorgenvoll aussehende Dame. Sie hatte zwei ziemlich umfangreiche Handkoffer im Gepäcknetz stehen, die aber, wie ich beim Unterbringen meiner eigenen Handtasche feststellen konnte, merkwürdig leicht, also vermutlich leer waren. Neben sich hatte sie noch zwei sogenannte Einkaufsnetze liegen. Auf den Knien aber hielt die Dame ein Notizbuch und in der Hand einen Bleistift. Zahlreiche Seiten in diesem Notizbuch waren anscheinend mit einer langen Liste angefüllt, und mit grübelndem Ernst vertiefte sich mein Gegenüber wieder und wieder in diese Aufzeichnungen. Der Bleistift ging die einzelnen Posten durch, hielt hier und da, strich dort etwas und setzte auf der nächsten Seite eine Bemerkung, eine Ziffer hinzu . . . Flüsternd, wie im Selbstgespräch, bewegten sich die Lippen der Dame, Worte wie „Beige mit Grün", „elektrische Platte", „Puppenstubenmöbel" und „Handtücher" klangen an mein Ohr — und gerade als meine Spannung den Siedepunkt erreicht hatte, hellte sich die Miene der Sorgenvollen auf. „Ich denke, es wird sich machen lassen mit meinen Weihnachtsbesorgungen!" sagte sie im Tone tiefster Befriedigung zu ihrer Nachbarin und klappte energisch das Notizbuch zu . . . „In zehn ver-

schiedene Geschäfte muß ich, aber wenn ich mich dran halte, schaff' ich's wohl. In die Koffer werd' ich sicher das Meiste hineinbekommen, und was zu groß ist, lasse ich schicken. Bloß — ob mein Geld langt? Na, wollen mal sehen! Schlimmstenfalls muß mein Mann eine Nachzahlung bewilligen — —"

Die Andere nickte. Sie kannte das offenbar schon. Wenn man in die Stadt fährt, um Weihnachtseinkäufe zu machen, reicht das Geld doch nie, nicht wahr? Und es ist gut, wenn dann ein nachzahlungswilliger Ehemann im Hintergrunde wartet . . .

Das ist leider nicht immer der Fall. Viele, viele Weihnachts-Einkaufslisten unterliegen der bösartigen Zensur eines streichlustigen Bleistiftes: „Null und Null gibt — Nichts!" so rechnet der Unerbittliche, oder: „Wenn Miete, Feuerung, Kleidung, Essen bezahlt sind, dann haben wir nur noch so und soviel für die Weihnachtseinkäufe. Also muß dies wegbleiben — und das — und jenes . . ." Ritsch — ratsch, macht der Bleistift, und jeder Strich bedeutet das Verlöschen einer kleinen Weihnachtshoffnung . . .

Traurig, nicht wahr? Und doch nicht immer. Es gibt Menschen, die ihre kümmerliche Lage als eine gelassen ertragene Selbstverständlichkeit ansehen, ja, die Meister im wunschlosen Genießen der Zuschauerfreuden sind. Am häufigsten sind diese Lebenskünstler unter den Kindern zu finden, aber auch große Leute gibt's, die sich wie die Kinder um Nichts freuen können.

Stand da ein Vater, sein zwei- oder dreijähriges Söhnchen an der Hand, vor dem Schaufenster eines Spielwarengeschäfts. „Zum Puppenparadies!" so flimmerte und glitzerte, von hunderten kleiner Glühlämpchen gebildet, die verheißungsvolle Inschrift. Gleich linkerhand begab sich, magisch beleuchtet, die uralte, ewig neue Geschichte von Hänsel und Gretel: Puppen waren die Darsteller, Hänsel und Gretel, Vater und Mutter Holzhauer, die Charakterpuppen, die alte Hexe, eine holzgeschnittene Kasperlefigur, dazu Teddybären und Hündchen und anderes Stoffgetier als Staffage. Das alles bewegte sich auf einem laufenden Band brav hintereinander her über die verschiedenen Stationen des Märchens und endete (bis auf die Hexe, von der ein Plakat bemerkte, daß sie „gelegentlich des Brotbackens" von Gretel in den Ofen geschoben sei!) mit dem ungeheuren Beutel voll „Gold und Edelstein" in der Wohnstube der Holzhackersleute. Es war sehr aufregend, und Vater und Sohn konnten gar nicht genug davon bekommen. Besonders der Vater. Als das Söhnchen endlich, des Stillstehens müde, davonlief, folgte er nur widerstrebend. „Was alles gemacht wird, meine Dame, nicht wahr?" bemerkte er vertraulich zu mir. „Morgen gehen wir in das Kaufhaus, da ist eine Puppenrodelbahn, da fahren die Puppen richtig auf Schlitten und auf Schneeschuhen. — Und dann gehen wir mal zu Müller und Co., da gibt's ein Kasperletheater und einen lebendigen Weihnachtsmann, der Geschenke verteilt. So gehen wir uns jeden Tag amüsieren — kaufen können wir nichts, meine Dame, ich bin schon lange arbeitslos! Aber so beim Zusehen hat man doch auch seine Weihnachtsfreude!"

Es gibt Menschen wie diese, die so aufgeklärt und so bescheiden sind. Aber manchmal blüht ihnen doch unversehens eine kleine Weihnachtserfüllung: Ich hab' es lange beobachtet, das Schwesternpärchen, das so andächtig schauend von Stand zu Stand ging — vorbei an dem überlebensgroßen Weihnachtsmann mit der Rute und dem Geschenksack — vorbei an Puppenküchen und Puppenstuben, an der „richtigen" kleinen Wäschemangel, dem Puppenkochherd, der Puppennähmaschine . . . — Immer wieder hörte ich ihn, den altklugen und in seiner Resigniertheit so erschütternden Satz, aus dem Munde der älteren, der Acht- oder Neunjährigen: „Das ist nichts für uns! Das können wir nicht bezahlen!" Und immer wieder belauschte ich auch die sorglichen und gewissenhaften Ermahnungen, die dieses geborene Mütterchen an seinen kleinen Schützling richtete: „Wir dürfen alles besehen, Liebchen, aber ja nichts anfassen — hörst du wohl?" — Ich machte eine Verkäuferin auf das Pärchen aufmerksam, und sie lachte. „Die beiden kenne ich schon," sagte sie, „die sind jeden und jeden Tag hier!" Und sich vorbeugend, rief sie die Schwestern heran. „Seht mal, der Weihnachtsmann hat hier etwas für euch abgegeben!" Und damit hielt sie den fassungslos Staunenden ein etwas lädiertes Püppchen hin. „Er meinte, Puppenkinder mit nur einem Bein müßten doch auch eine Puppenmutter haben, und bei euch hat es das Püppchen sicher gut!"

Ja, es weihnachtet schon sehr, und noch viele solcher kleinen Symptome für das Herannahen des großen Ereignisses habe ich beobachtet. Ich sah Backfische in der Konditorei ihren Weihnachtswunschzettel austauschen, ich sah der Mutter zu, die im Wartezimmer des Zahnarztes Puppenkleidchen häkelte, ich folgte dem Ehepaar von Schaufenster zu Schaufenster, das sozusagen Einkaufsgeneralprobe machte: „Dies für Edith, jenes für Hans — und dann müssen wir noch Baumschmuck und Kerzen haben —" Und ich platzte der Freundin in der Stadt gerade in ihre Vorbereitungen zur weihnachtlichen Honigkuchenbäckerei. — Aber das Schönste kam doch am Abend, als ich paketebeladen heimwärts ging. Hoch und still funkelten im schwarzen Samt des Nachthimmels die Sterne, ein feiner Wind säuselte geheimnisvoll in den Büschen am Wege. Von irgendwo kam verwehter Schall von Kirchenglocken — und aus einem der wenigen noch hellen Fenster klang ein Weihnachtslied.

„Vom Himmel hoch, da komm ich her", übte da jemand — wahrscheinlich ein Kind —, und es schadete nichts, daß die Weise zuweilen noch ein bißchen daneben geriet. — Wenn es wirklich so weit ist, wird das „Weihnachtsstück" schon „sitzen"! Und wenn wir Mütter auch manchmal seufzen in diesen Wochen, wenn Fritz und Lieschen bei ihrem heißen Bemühen immer wieder „f" greifen statt „fis" — und aus der Baßbegleitung ihre eigene Komposition machen — im Grunde genommen hören wir das zaghafte Geklimper doch recht gern. Es ist ja auch ein Weihnachtssymptom, und mit ihm will sich die liebe Weihnachtsstimmung auch in unsere Herzen schleichen! **Käthe Brustat-Schnedermann.**



Bunte Chronik



* **Zwei Jahre unter dem Fußboden.** Zwei Jahre unter dem Fußboden hat sich in London ein Verbrecher versteckt gehalten, der verhaftet werden sollte, weil er eine Alimentationspflicht von zehn Schilling wöchentlich nicht übernehmen wollte. Die Polizei suchte ihn in seinem Hause während dieser Zeit mehr als fünfzigmal vergeblich. Sie war überzeugt, daß er bei seiner darin wohnenden verwitweten Mutter, bei der aubch seine Frau und seine Kinder untergebracht waren, irgendwo einen Unterschlupf haben müsse. Seine Verhaftung wurde um so dringlicher, als der bis dahin unbescholtene Mann von 37 Jahren, da er sich einer ehrenhaften Erwerbsmöglichkeit beraubt sah, durch Verbrechen, besonders Einbrüche, einen Lebensunterhalt für sich und seine Familie zu beschafen suchte. Aber Sidney Warner blieb verschwunden, auch wenn ihn die Polizei, die das Haus umstellt hielt, hinein gehen sah und sofort eine Durchsuchung vornahm. Kürzlich wurde beobachtet, daß der Verbrecher in einem Zimmer der Wohnung verschwand, obwohl es für ihn keinen Ausweg daraus geben konnte. Hier ging nun die Polizei gründlich ans Werk. Unter einer anscheinend seit Jahren fest klebenden Linoleumbedeckung des Fußbodens entdeckte sie jetzt eine kleine Falltür. Als man sie öffnete, sah man den Gesuchten am Boden eines Loches von weniger als zwei Meter Länge und einem halben Meter Breite dicht eingeschmiegt in einer fast unscheinbaren Vertiefung unter dem Bretterbelag des Bodens liegen. In dieser Behausung hatte der Mann zwei Jahre zugebracht, in denen er nur in tiefster Nacht unter besonderen Vorsichtsmaßregeln aus dem Versteck hervorkriechen konnte. Die zwölf Monate Gefängnis, die er nun absitzen muß, werden ihm nach diesem Leben fast als Erholungsurlaub vorkommen. Sonderbare Verstecke von Verbrechern sind in der Kriminalgeschichte nicht selten. Meist aber handelt es sich dabei um Tapetentüren und unterirdische Gänge. Daß ein gesuchter Missetäter den Einfall ausführt, einfach den Fußboden seines Zimmers auszuhöhlen, ist noch nicht dagewesen.

Verantwortlicher Redakteur: Marian Hepke; gedruckt und herausgegeben von A. Dittmann T. z o. p., beide in Bromberg